

Zersplittert

Mit einem leeren Blick starrte ich aus dem Fenster der psychiatrischen Klinik. Mein Zimmer war abgedunkelt, ausgedünnte Wellen meines schwarzen Haares fielen glanzlos über meine Schultern. Mit jedem Blinzeln sah ich sie, immer wenn mein Umfeld von Stille beherrscht wurde, hörte ich sie. Ihre brennenden Blicke, die verachtenden Rufe, die sie mir lachend entgegengeschleudert haben. Es war wie eine Flut an Hass, die mich immer wieder überschwemmt und an den Ort gebracht hatte, an dem niemand enden wollte. Die Wolken zogen grau am Himmel entlang, während ich nichts dachte, nichts fühlte. Aus weiter Ferne hörte ich, wie an eine Tür angeklopft wurde, doch ich wollte das Geräusch nicht bis zu mir durchdringen lassen. Langsam kehrte ich ungewollt in die Realität zurück, doch ich nahm nur das grelle, unnatürliche Licht der Leuchtstoffröhren wahr, das durch den Türspalt schien, nachdem die Betreuerin die Tür geöffnet hatte. Wie sehr ich dieses Licht hasste. Ich konnte mich an nicht viel erinnern, mein Gedächtnis war wie leergefegt. Doch die Erinnerung an die Röhren waren erhalten geblieben, ebenso wie die an Tom. „Feliz“, hörte ich die Frau meinen Namen sagen. Ich starrte nur weiterhin mit meinen hellgrauen Augen vor mich hin, während mein Name sich immer wieder in meinem Kopf wiederholte. Feliz... Als ich jünger war, hatte man mir gesagt, dass er glücklich bedeutete. Ein Name, den man Kindern gab, um ihnen eine erfüllte Zukunft mit reichlich Zufriedenheit vorauszusagen. Was für eine Ironie, dass ich hier geendet war. „Wir können dir helfen“, hörte ich die Stimme der diensthabenden Betreuerin aus weiter Ferne sprechen. Sie hatte keine Ahnung... Niemand konnte mir helfen. Ich war früh in ein Heim gekommen, an meine leiblichen Eltern konnte ich mich nicht erinnern. Doch dort war ich nicht zurechtgekommen. Es gab Probleme mit den anderen Kindern. Ich wurde nicht von ihnen akzeptiert oder blieb in der Angst, beim Spielen ausgeschlossen zu werden, in meinem Zimmer. In der letzten Einrichtung, in der ich gewohnt habe, lernte ich Tom kennen.

Anfangs war ich ähnlich misstrauisch wie bei den anderen Kindern, doch er blieb hartnäckig und besuchte mich jeden Tag auf meinem Zimmer, bis ich mich ihm irgendwann öffnete und er zu dem einzigen Freund wurde, den ich jemals gehabt hatte. „Feliz, bitte“, hörte ich nun die Stimme, die sich immer weiter zu entfernen schien. Ich beachtete sie kaum. In meinen Augen sammelten sich Tränen bei dem Gedanken an Tom. Ich wusste nicht, wie es ihm ging oder wo er sich befand. Ich konnte mich nur noch daran erinnern, dass wir in den letzten Monaten, die ich im Heim verbracht hatte, zu geschwisterähnlichen Freunden geworden waren. Er war wie mein Bruder, tröstete mich, wenn ich weinte, lachte über die unlustigsten Sachen, die ich sagte. Seine Schreie in den Minuten, in denen sie mich in das Auto gezogen hatten, haben sich in mein Gedächtnis eingegraben. In den ersten Wochen in der Klinik hatte ich immer wieder mit den Betreuern gesprochen, um ihn wenigstens einmal anrufen zu können. Doch sie verneinten meine Bitte immer. Nach einigen Wochen, in denen ich stetig versuchte, eine Möglichkeit zu finden, mit Tom Kontakt aufzunehmen, besuchte mich eine der Betreuerinnen in meinem Zimmer. Es war das letzte Mal, dass ich mit einer von ihnen geredet habe. Sie hat mir erklärt, dass das Heim, in dem ich zuletzt gewohnt hatte, Tom abgegeben hatte. Er war ohne mich durchgedreht, sie konnten ihn nicht mehr kontrollieren. Ich schrie sie an, schrie mich selbst an und die ganze Welt. In diesem Moment zersplitterte mein Inneres in noch mehr Einzelteile als zuvor. Einzelteile, die niemand wieder zusammenfügen konnte. Doch danach war alles verschwunden, so als würde ich nun nicht seit bereits einem Jahr fast jeden Tag an diesem verschmutzten Fenster stehen und mit meinen hellgrauen Augen auf die Außenwelt starren.

Ich bekam nicht mehr mit, wie die Frau die Tür seufzend wieder schloss und das grelle Licht der Station in meinem Zimmer von der allgegenwärtigen Dunkelheit abgelöst wurde. Schon oft hatte ich mir

Gedanken darüber gemacht, wie ich mir mein Seelenleben vorstellen sollte. Vor ein paar Tagen war ich zu dem Schluss gekommen, dass von all den Möglichkeiten, die ich durchgegangen war, die Theorie mit den Kerzen am nächsten lag. In meinem Kopf erschien das Bild der fünf schwarzen Kerzen, die in einem völlig abgedunkelten Raum standen, das einzige Licht in der hoffnungslosen Schwärze meiner Seele. Und doch erloschen sie nach und nach, bis die letzte Kerzenflamme versiegen würde. Ich wusste es zu diesem Zeitpunkt bereits. Dass ich sterben würde. Und die erste der Kerzen war bereits erloschen, dem ganzen Spott, der Ausgeschlossenheit, den brennenden Blicken zur Folge.

Ich lag auf meinem Bett, die Augen geschlossen, jedoch nicht schlafend. Ich spürte nur den Schmerz, der sich in meinen Brustkorb eingegraben hatte. Vor meinem inneren Auge zog die letzte Panikattacke vorbei, während ich die Hände auf meinen Bauch presste, der nur von dem weißen Nachthemd, welches ich trug, bedeckt wurde. Auf dem kleinen grauen Tischchen, das neben meinem Bett stand, lagen die Zettel, die meine neueste Diagnose beteuerten. Ich hatte sie unbeachtet liegen gelassen, mich schlafend gestellt, als die Schwester in meinen Raum eingetreten war, um sie mir zu überbringen. Die ersten Diagnosen und Auswertungen meines Klinikaufenthaltes hatte ich noch gelesen, doch spätestens an dem Punkt, als sie mir sagten, ich hätte starke psychische Symptome, hatte ich aufgehört, die Papiere zu berühren. Ich ließ sie einfach an ihrem Platz liegen, bis eine der Frauen, die mir mein Essen brachten, sie wieder mitnahm. Ich wusste selbst nicht, was ich damit bezwecken wollte. Vielleicht wollte ich meinem eigenen Schicksal entfliehen, dem Spott, den man mir so lange hat zukommen lassen. Vielleicht wollte ich die Hoffnung nicht aufgeben, Tom doch noch zu finden. Ich presste die Augen fest zusammen, als eine weitere Welle der Atemnot über mir zusammenbrach. Die Hand, die ich auf meinen Bauch gedrückt hielt, war schweißnass geworden, als ich die Augen panisch öffnete, blieb mein Sichtfeld schwarz. Ich fühlte mich wie in einem Gefängnis, eingeschlossen in mir selbst und ohne Luft, ohne Sauerstoff, den ich aufnehmen konnte. Verzweifelt fing ich an zu schreien, schnappte hilflos nach Luft. Meine Beine fühlten sich so an, als hätte man sie mit eisernen Ketten am Bett angekettet, ich konnte mich kaum bewegen, während meine Sinne mein Umfeld mehr und mehr ausblendeten. Erneut kreischte ich mir die Seele aus dem Leib. Die Gedanken in meinem Kopf wirbelten wild durcheinander, einzelne Worte lösten sich aus dem Gewirr, sodass ich sie vor meinen Augen ausgeschrieben sehen konnte. Tom... Ich verspürte einen starken Brechreiz, schaffte es gerade noch, mich auf die Seite zu drehen, bevor ich mich auf den blauen Linoleumboden der Klinik übergab. Spott... Verzweifelt versuchte ich, Luft zu holen, doch meine Lungen verweigerten mir den Dienst. Aus weiter Ferne nahm ich wahr, wie das grelle Leuchtstoffröhrenlicht in meinem Zimmer die Dunkelheit verdrängte und eine Frauenstimme, die mir irgendwie bekannt vorkam, etwas rief. Verzweiflung... Ich hörte kaum etwas, so als hätte man mir Watte in die Ohren gestopft. Kurz darauf übergab ich mich erneut, was ich jedoch ebenfalls kaum noch mitbekam. Durch den Wattervorhang in meinen Ohren hörte ich noch, wie die Frauen etwas schrien, doch ich konnte nichts verstehen. Der Schwindel in meinem Kopf wurde ständig größer, noch immer war mir der Atemweg versperrt. Ich bekam Panik, mein verzweifertes, zwanghaftes Luftschnappen wurde immer schneller. Ausgeschlossen... Ich merkte, wie ich langsam der Realität entglitt, bis auch das letzte Wort vor meinen Augen verschwand und die zweite Kerze durch die fehlende Luft erstickt wurde.

Mit einem müden Blick beobachtete ich den Wassertropfen, der an dem Spiegel herabrann und seine Spur auf dem teilweise zersplitterten Glas hinterließ. Ich konnte mir selbst nicht erklären, warum ich die einzige Dusche mit einem Spiegel gewählt hatte. Schon seit einigen Monaten hatte ich mein Spiegelbild nicht mehr betrachtet. Ich wollte es einfach nicht. Ich wollte das, was von mir übrig war, nicht sehen, hatte sogar den Spiegel in meinem Zimmer abgehängt. Mein Blick glitt über meine blasse Haut, die Knochen, die deutlich hervorstachen, besonders am Brustkorb. Mein eingefallener Bauch, die glanzlosen, nassen Haare und meine Augen, die dabei waren, jeden Hoffnungsschimmer zu verlieren, ließen mein Erscheinungsbild erbärmlich wirken. Die schwarzen Augenringe traten deutlich hervor, meine Haut hatte eine blasse Grautönung angenommen. Ich konnte es nicht mehr, konnte nicht mehr schlafen, geschweige denn etwas essen. Ich war dabei, alle Hoffnungen aufzugeben, mich gehen zu lassen.

Wohin ich gehen würde, wusste ich nicht. Wie war das mit dem Tod? Lebte man in einer anderen Form weiter, die jedoch nicht von anderen Menschen wahrgenommen werden konnte? War auf einmal einfach alles schwarz? Fühlte man noch etwas? Mit dieser Frage hatte ich mich in den vergangenen Tagen oft auseinandergesetzt. Und auch wenn die Therapeuten mir jedes Mal ins Gewissen redeten, ich solle mich öffnen und mit ihnen über das reden, was mich beschäftigte, tat ich es nicht. Ich hatte niemandem von meinen Gedanken berichtet, hielt es für das Beste. Und doch hatte ich die Frau hinter dem Schreibtisch im Therapiezimmer um eine Sache bitten müssen. Ich hatte ihr von Tom erzählt, ihr seinen vollständigen Namen und seinen früheren Aufenthaltsort genannt, in der Hoffnung, sie könnte seinen Standort herausfinden. Ob ich jedoch in diesem Fall die Kraft finden würde, geschweige denn die Erlaubnis der Klinik, den Weg zu ihm anzutreten, wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Wieder erinnerte ich mich an die etlichen Essensrationen, die bei jedem Kilogramm, das ich abnahm, größer wurden. Ich erinnerte mich an meine Schreibtischschublade und das Loch vor meinem Fenster, in die ich sämtliche Nahrung in den letzten zwei Wochen entsorgt hatte. Jedes Mal, wenn ich mich dazu aufrufen konnte, eine der Sitzungen zu besuchen, sagten mir die Ärzte, dass ich untergewichtig sei. Sie versuchten, mir in mein Gewissen zu reden, doch ich ließ die Worte immer von mir abperlen. Sie nannten mir die Folgen, die mein krankhaftes Abnehmen nach sich ziehen konnte. Brüchige Fingernägel, Blassheit, Haarausfall, Kraftlosigkeit, Unfruchtbarkeit. Doch ich konnte es nicht von selbst beenden, war bereits zu sehr geschwächt. Mir fehlte die Kraft, die Energie, der Lebenswille. Ich war so sehr in meinen Gedanken versunken, dass ich kaum noch das verschwommene Bild vor meinen Augen erkennen konnte. Das Bild meines abgemagerten Körpers, über den gleichmäßig das warme Wasser der Dusche rann. Ich schloss die zitternden Augenlider, als ich von einer Welle der Erinnerung erfasst wurde.

Vor dem Inneren meiner Augen tauchte das Bild des Jungen auf, der so viel bewirkt hatte. Er war einer der Hauptgründe, mit ihm hatte es begonnen. Ich konnte mich von einem Moment auf den anderen wieder an alles erinnern. Augenblicke, die ich längst glaubte, vergessen zu haben, kamen mir wieder in mein Gedächtnis. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn sie in meiner kleinen Bibliothek der vergessenen Momente geblieben wären. Doch das Buch war ganz unerwartet aus dem Regal gefallen und ließ mich bei dem Aufschlag auf den Boden zusammenzucken. Eine der Seiten blätterte sich wie von selbst auf, die Seite, auf der die Zermürbung ihren Anfang genommen hatte. Seine scharfen, kantigen Gesichtszüge, die kurzen rostfarbenen Haare, der muskulöse Körperbau und die dunkelbraunen Augen ließen ihn einschüchternd auf mich wirken. Mike. Er war der Mensch gewesen, der mir den Stempel der Ausgeschlossenheit auf die Stirn gesetzt hatte. Als ich in das erste Heim kam, war er dort seit mehreren Jahren zugange. Aus mir unbekanntem Gründen wollte jedes Kind mit ihm befreundet sein, so auch ich, obwohl zwischen uns mehr als zehn Jahre Unterschied lagen. Er war der älteste Junge, womit er sich einen gewissen Respekt unter den anderen Kindern erarbeitet hatte. Als ich neu in die Gruppe kam, verbrachte er viel Zeit mit mir, spielte mit mir meine Lieblingsspiele, ging mit mir spazieren und ließ mich nicht zuletzt beachtenswert vor den anderen dastehen. Doch irgendwann kam der Tag, an dem sich alles verändern sollte. Plötzlich redete er nicht mehr mit mir, die anderen begannen, unauffällig hinter meinem Rücken zu tuscheln und dumme Bemerkungen zu machen. Ich verstand die Welt nicht mehr, fragte meine Betreuer, was passiert sei, doch sie konnten mir nicht antworten. Niemand konnte das. Dennoch hatte dieses Ereignis, dieser Mensch mein Leben geprägt. Ich fühlte mich verraten, konnte den Menschen nicht mehr in die Augen schauen. Schließlich wurde ich in ein anderes Heim abgegeben, doch der Zustand verschlechterte sich nur, da ich mich von nun an niemandem mehr anvertraute. Ich musste stark blinzeln, um näherungsweise zurück in die Realität zu gelangen. Das Wasser hatte sich bereits von selbst ausgestellt, doch ich starrte noch immer in den gerissenen Spiegel vor mir. Gerissen wie meine Seele. Und in diesem Moment wurde mir bewusst, dass die dritte Kerze dabei war, zu erlöschen, in Gedenken an den Menschen, mit dem alles begonnen hatte. Mike.

Meine Hände zitterten, als sie den Zettel erfassten, der auf meinem Nachttischchen lag. Ich hatte mich schlafend gestellt, als die Frau ihn hereingebracht und seufzend auf meinen Tisch, in dem ich das

verdorbene Essen der letzten Wochen aufbewahrte, gelegt hatte. Was meine müden Augen erfassten, konnte ich selbst kaum glauben. Das Zittern meiner Hände wurde stärker, als ich den Umschlag und die Schreibpapierbögen erblickte, die die Frau auf meinem Schreibtisch abgelegt hatte. Auf dem Zettel stand der vollständige Name von Tom und eine leserlich geschriebene Adresse. Sie gestatteten mir, einen Brief zu schreiben. Ich konnte mich nicht bewegen, starrte nur weiterhin abwechselnd auf die Adresse und das Papier. Langsam sank ich auf die Knie. Ich war dabei aufzugeben, in einem stillen Gewässer zu ertrinken und nichts konnte mich wieder an die Oberfläche ziehen. Doch nun hielt ich den Zettel in der Hand, wusste nicht, was ich sagen, geschweige denn denken sollte. Meine Gefühle überschlugen sich, ich spürte, wie ein kleiner Funken Freude in mir aufkam, wie ich ihn mehrere Jahre lang nicht mehr verspürt hatte. Ich konnte einen Abschiedsbrief schreiben, hatte die Möglichkeit, dem einzigen Menschen, der mir noch etwas bedeutete, Lebewohl zu sagen. Eine Träne floss meine Wange hinunter und tropfte dann von meinem Kinn auf meine Oberschenkel. Meine Hände hielten, noch immer zitternd, den Zettel fest, der mir noch einmal erlaubte, Kontakt zu einem geliebten Menschen aufzunehmen. Meine brennenden Augen glitten über meine Unterarme, die mit rosa Narben und tiefen Schnitten übersät waren. Wie von selbst raffte ich mich wieder auf und ging mit langsamen, unsicheren Schritten auf meinen Schreibtisch zu. Die eine Hand hielt noch immer das Stück Papier, die andere griff vorsichtig nach dem Stuhl, der unbewegt vor dem Tisch stand. Als ich ihn zurückzog, hörte ich das Kratzen des Holzes auf dem Linoleumboden, das mir eine Gänsehaut über den zernarbten und abgemagerten Körper jagte. Kraftlos ließ ich mich auf den Stuhl sinken, meine Haut erschauerte bei der Berührung mit dem kalten Holz. Meine Haare hingen matt über das Papier, das ich mit zittrigen Händen vor mir ablegte. Langsam nahm ich meinen Füller, das raue Knarzen beim Aufdrehen tat mir beinahe in den Ohren weh. Ich nahm das Schreibgerät zwischen die ersten drei Finger und setzte die Spitze auf das Papier. Mit einer schwungvollen Bewegung schrieb ich das erste Wort, diesem folgten wie in einem Fluss weitere, die Tränen flossen unaufhörlich über meine Wangen. Mein Brustkorb hob und senkte sich schmerzhaft, während ich in meiner makellosen Handschrift die Wörter auf das Papier schrieb, mir alles von der Seele schrieb, das sich über die Jahre angestaut hatte. Ich wusste, dass ich ihm vertrauen konnte, dass er meine letzte Bitte erfüllen würde. Immer wieder glitten meine Augen auf die tiefen Wunden an meinen Armen, die sich kaum geschlossen hatten. Ich war dabei aufzugeben. Es hatte keinen Sinn mehr. Selbst wenn ich aus der Psychiatrie entlassen werden würde, wer würde dort auf mich warten? Meine Eltern? Die Geschwister, die ich nie kennenlernen durfte? Mike und seine Gruppe an Menschen, die ihn bewunderten? All das widerte mich nur noch an. Und zu diesem Zeitpunkt wurde es mir mehr denn je bewusst. Ich würde sterben. Noch heute, wenn es mir möglich war. Der Tod würde mich mit offenen Armen empfangen, mich wie einen alten Freund begrüßen und mich mit sich nehmen. Von mir würde nichts übrigbleiben, nicht einmal Erinnerungen. Höchstens eine Akte im Krankenhaus, auf der in großen roten Buchstaben das Wort Suizid stand. Ich schloss einmal die Augen, bevor ich das letzte Wort auf das Papier setzte, den Stift zuschraubte und den Brief in den Umschlag steckte. Und die vierte Kerze, der Lebenssinn, erlosch. Dunkelheit. Eine erstickende, zähflüssige Masse, die mich umgab und mir meinen Atem aus den Lungen presste. Ich kämpfte nicht gegen die Kraft an, die mich immer weiter in den mit Schwärze gefüllten Abgrund zog. Ich hatte aufgegeben. Um mich herum hörte ich das Gelächter der Anderen, ihre spottenden Rufe. Ich spürte ihre brennenden Blicke noch immer auf meiner mit Narben bedeckten Haut, die Blicke, die mich zu dem gemacht hatten, was ich war. Ein Nichts, unbedeutend bis auf die letzte Faser meines ausgelaugten Körpers. War es noch mein Körper? Hatte ich noch die Kontrolle über das, was mit mir geschah? Im nächsten Moment fiel alles von mir ab. Die Angst, die Wut, die Machtlosigkeit. Den Willen, zu leben, hatte ich längst verloren, eine Tatsache, die mich zurück zu dem Punkt brachte, an dem ich stand. Ich befand mich in einem Spalt zwischen Leben und Tod, genoss fast schon das Gefühl der heißen Flüssigkeit, die über mein Handgelenk floss und mich der Erlösung näherbrachte. Ich war am Ertrinken, in meinem eigenen Blut, konnte nicht mehr an die Oberfläche gelangen, bis die letzte Kerze erlosch.

Lieber Tom,

kannst du dich noch an den Tag erinnern, an dem sie mich in das Auto gezogen haben? Der Tag, der nun bereits über ein Jahr zurückliegt, der Tag, an dem man uns trennte und du geschrien hast, um mich nicht zu verlieren? Sie haben mich weggeschafft, in eine psychiatrische Klinik. Die Klinik, in der ich jeden einzelnen Tag an dem verschmutzten Fenster in meinem Zimmer stand und aus dem Fenster starrte, an dich dachte. Ich wollte dich nicht vergessen, die Zeit mit dir. Du hast mir Hoffnung gegeben, selbst in den schwierigsten Zeiten. Ohne dich fühlte ich mich zersplittert, ausgelaugt, kraftlos. Ich habe mich selbst aufgegeben. Es hatte keinen Sinn mehr. Meine Diagnosen reichten von Depressionen über Anorexie bis hin zur Suizidgefährdung. Die Ärzte sagten mir ständig, dass sie mir helfen könnten. Doch so war es nicht. Niemand kann mir mehr helfen. Ich kann meine Gefühle in den letzten Monaten nur schwer beschreiben, vielleicht will ich es auch gar nicht. Ich fühlte mich verlassen, betrogen, einsam, hoffnungslos und vor allem zersplittert. Zersplittert bis in mein Inneres. Doch selbst wenn ich irgendwann entlassen werden würde, wer würde dort noch auf mich warten? Außer dir habe ich niemanden mehr, der noch an mich glaubt, der für mich durch eine Wand aus Feuer gehen würde. Und hier stehe ich nun, heute werde ich es tun. Ich werde mich dem Tod hingeben, mit ihm gehen und mein letzter Gedanke wird dir gelten. Und ich werde auf dich warten, dort, wo ich nun hingehe. Nur noch eine letzte Bitte liegt auf meinem Herzen. Ich muss dich bitten, ein Buch über meine Geschichte zu schreiben. Du kennst sie, bis in jedes noch so kleine Detail. Denn wenn ich nicht mehr da bin, möchte ich trotzdem, dass etwas von mir bleibt. Und nun liegt es an dir, die richtigen Worte zu finden.

Und noch etwas Letztes: Nenn die Geschichte „Ausgeschlossen“!

